



Ludwig
Laher

Und
nehmen
was
kommt

Roman

HAYMON tb

Titel

Ludwig Laher
Und nehmen
was kommt
Roman

I

Heruntergekommener Maschendraht stützt sich auf rostige Pfosten. Irgendwo im Gestrüpp fängt der Zaun an, irgendwo im Gestrüpp verläuft er sich. Irgendwann hat er irgendetwas umfriedet. Ein brauner Teppich mit grünem Ahornblattmuster hängt schwer an ihm, davor, oder ist es dahinter, duckt sich das Skelett eines Kinderwagens.

Die Wolken hängen tief, soviel ist sicher, die Jahreszeit läßt sich nur mit Einschränkungen bestimmen, es ist nicht mehr kalt und noch nicht heiß, vielleicht aber auch umgekehrt, Frühling oder Herbst also. Auch das Jahr ist nicht mehr mit letzter Gewißheit zu rekonstruieren, weil die meisten hier die Vergangenheit, die jetzt ihre Gegenwart ist, nicht so genau nehmen. Täglich ist heute, morgen zu weit entfernt und gestern lange vorbei. Heute ist immerhin der Tag, an dem Monikas Erinnerung einsetzt.

Die Hütten heißen Häuser, vier mal vier Meter im Schnitt, sie stehen auf Lehmgrund, das ist der Fußboden. Die wenigsten sind verputzt, Betonziegel, rote Ziegel aller Größen, zuweilen Steine sind aufeinandergefügt, von Mörtel findet sich auf den ersten Blick keine Spur. Eine flache Holzplankendecke in kaum zwei Meter Höhe, ihr aufgesetzt abenteuerliche, kreuz und quer vernagelte Bretterschläge, die auf der wetterabgewandten Seite einen Meter aufragen. Wellblechdächer über schrägen Balken, darunter Stauraum für ein paar Habseligkeiten.

Eine Tür und ein Fenster, ein einziges Zimmer. Ein Doppelbett, ein Einzelbett, ein Tisch, wackelige Stühle, ein Regal, eine Kochstelle. An der Wand von der Mutter selbst gemalte Bilder, Blumen, immer wieder Blumen. Auf dem festgestampften Boden tanzt Monika mit der Großmutter. Sie singen, halten sich an den Händen dabei, so fängt es an in ihrem Kopf, und alles stimmt.

Monika tanzt eins mit sich und der Welt. Nein, es kann unmöglich Schneezeit sein. Sie sieht ihre nackten Füße

unter sich hopsen, und im Winter stecken die in klumpigen Stofflappen, an Tanzen ist da nicht zu denken.

Der kleine Bruder schläft ganz ruhig im großen Bett, wo er auch die Nacht verbringt, bei Vater, Mutter und der großen Schwester, die nicht richtig tanzen kann und sprechen. Die Mutter ist unterwegs, die große Schwester hat sie bei sich. Der Vater, ach, der Vater.

Monika kuschelt sich nachts an die Großmutter im kleinen Bett. Einschlafen kann sie erst, wenn die Oma ihr mit dem Rücken des blauen Plastikkamms das Kreuzzeichen auf die Stirn drückt und auf romanes Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes amen murmelt. Nicht immer gibt es am Morgen ein richtiges Frühstück, nur frische Milch, die gibt es verlässlich. Gleich außerhalb der Romasiedlung, um die Ecke praktisch, befindet sich eine landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft, Kolchosa genannt, ein Bauern- und Landarbeiterkollektiv, wo auch Roma arbeiten.

Monika soll in den Ortskindergarten gehen, der steht allen offen, selbstverständlich gratis, und ordentliche Mahlzeiten gibt es dort auch. Noch gibt es ja die sozialistische Tschechoslowakei, es muß irgendwann Mitte der achtziger Jahre sein. Aber Monika will nicht in den Kindergarten, sie will viel lieber bei Mutter und Großmutter bleiben. Manchmal gelingt es den Erwachsenen, sie zu überreden, meistens nicht.

In ihrer Gruppe sind die meisten Kinder weiß, Monika spielt mit ihnen, aber sie will keine Weiße sein. Einmal küßt sie ein weißer Bub auf den Mund, sie kann sich nicht erklären warum. Die Tanten sprechen alle diese blöde Sprache, die gleiche wie die weißen Kinder und daheim die Mutter. Auch weil sie sich fremd fühlt, die ersten Monate nur gebrochen auf slowakisch antworten kann und fürs Romanessprechen Ohrfeigen kassiert, lockt sie der Kindergarten wenig. Und gehorchen muß man auch sonst

andauernd, im Kreis sitzen und zählen üben zum Beispiel, wenn einem nach ganz etwas anderem der Sinn steht.

Das schönste am Kindergarten ist das viele Spielzeug und das meist schmackhafte, reichliche Essen. Zuhause gibt es in dieser Hinsicht nicht gerade viel Abwechslung, in Wasser eingeweichtes Brot etwa, auf das die Großmutter Zucker streut. Dann wieder Nudeln mit Sellerie oder Gemüsesuppe oder Kartoffeln mit Salz. Das Wasser kommt nicht aus der Leitung wie im Kindergarten, sondern aus dem nahen See, abgekocht auf dem einfachen Herd, unter den die Großmutter Reisig schiebt, das Monika mit dem Bruder im nahen Wald sammelt. Elektrisches Licht, Radio, Fernsehen? Kein Gedanke daran.

Zum Waschen dient ein Lavoir, die Notdurft wird in der freien Natur verrichtet, Latrinen sind die Ausnahme. Man steigt den Hang hinauf, schlägt sich hinter die Büsche. Bei den wirklich alten Leuten, die nicht mehr gut zu Fuß sind, werden die Wege kürzer, die sie auf sich nehmen, um einen Abstand zwischen sich und den Geruch ihrer Exkreme zu legen. Aber wirklich alte Leute gibt es wenige, die Lebenserwartung hier ist nicht sonderlich hoch.

Kerzen spenden bescheidenes Licht, in der warmen Jahreszeit sitzen abends alle draußen zusammen, unterhalten sich, musizieren, trinken, spielen Karten, sonst gehen sie bald zu Bett, stehen sie auf, wenn es hell wird. Lesen kann nur die Mutter, sie ist nämlich im Kinderheim aufgewachsen, weil die Großmutter ein Kind war, als sie die Mutter bekam. Im Heim hat man ihr Slowakisch beigebracht und Romanes schnell ausgetrieben, weil ordentliche Menschen nicht reden wie die Zigeuner. Und Zigeuner müssen nicht ewig Zigeuner bleiben, hat sie dort erfahren, der Sozialismus macht's möglich. Aber kaum zurück aus dem Heim und mit siebzehn selbst noch ein halbes Kind, wird sie vom nicht einmal sechzehnjährigen Nachbarsburschen schwanger. Daß sowas passieren kann, wenn man nicht aufpaßt, hat man ihr beizubringen

vergessen. Damit ist entschieden, daß sie Zigeunerin bleiben muß, sie wird es nie ganz verwinden.

Aurelia, ein Baby, das in seiner Entwicklung auffällig zurückbleiben wird, kommt zur Welt, im Jahresabstand kommen Monika und Jaroslav, dann kommt der Bürgermeister. Ihr seid beide selbst noch nicht großjährig, eröffnet er den Eltern, die Kinder müssen deshalb ins Heim. Der junge Vater will das auf keinen Fall hinnehmen, kann sich aber nicht anders ausdrücken als mit einem heftigen Schlag in den Bauch des Bürgermeisters. Die Kinder müssen dann doch nicht ins Heim, der Großmutter wird die Vormundschaft übertragen, dafür muß der Vater zum ersten Mal ins Gefängnis. Wegen Verprügelns eines Bürgermeisters, dabei ist das gar nicht seine Art.

Die Kinder schlägt niemand, niemand erzieht sie bewußt. Sie wachsen heran, selbständig lange vor der Zeit und gleichzeitig vollkommen ahnungslos, was die Welt jenseits der Reichweite ihrer Füße anlangt. Rund um die schlichten Behausungen der Roma am Hang vor der Stadt genügt vollauf, was sie beiläufig an praktischen Fertigkeiten und homöopathischen Wissensdosen aufschnappen, es genügt heute, und morgen ist kein Thema. Ihre frühe Kindheit ist glücklich, sagt Monika, aber ein Satz wie dieser muß aus späterer Zeit stammen, denn das Kind, das sie war, macht sich keinen Begriff von Glück. Es wird geliebt, das spürt es, das tut gut, das reicht.

Monika schläft tief und fest wie alle anderen außer der Großmutter, die sie mitten in der Nacht weckt. Ich habe zwar nicht mehr genug für alle, flüstert sie und streichelt dem Kind übers Haar, aber für dich schon, kleiner Liebling, da schau her. Monika schlägt benommen die Augen auf und blickt direkt auf ein köstliches Butterbrot mit Marmelade. Als sie dann im Schneidersitz auf dem kleinen Bett diese für die Verhältnisse im Haus luxuriös belegte Schwarzbrottscheibe vertilgt, verschworen mit der

Großmutter, die ihr fürsorglich die Kerze hält, fühlt sie sich vollkommen geborgen.

Eines Tages hupt es aufdringlich, und vor der Tür sitzt der grinsende Vater auf einem funkelneuen Motorrad. Er hat es sich ausgeliehen, setzt Monika behutsam auf den Sozius und fährt ein paarmal langsam die staubige, unbefestigte Siedlungsstraße auf und ab. Das kleine Kind klammert sich fest an ihn und strahlt. Eine schönere Erinnerung an den Vater ist ihr nicht verfügbar. Sie sieht noch die fünf Kronen, die er ihr lächelnd in die Hand drückt, als er sie vom weichen Sitz gehoben hat.

Zu Weihnachten wird eine verschneite Fichte hinter dem Haus mit ein paar Christbaumkugeln und Kerzen bescheiden aufgeputzt. Die Kinder haben einen gebrauchten Schlitten geschenkt bekommen und rutschen beseligt die halbe Nacht neben dem Baum den Hang hinunter, ziehen ihn durch den nassen Schnee hinauf, auch wenn sich die Fußlappen längst angesaugt haben, schwer geworden sind und die Zehen fast abgefroren. Krank sind sie selten.

Weh tut der dauernde Streit zwischen Mutter und Vater, wenn der denn überhaupt da ist. Wenn er wirklich wollte, könnte er Arbeit finden, der sozialistische Staat meint, darauf habe jeder ein Anrecht, auch ein Rom, aber er will nicht. Höchstens daß er hin und wieder ein paar Tage in der nahen Kolchose aushilft. Unentschlossen ist er, sanft, gefühlsbetont, aber davon kann man sich nichts kaufen, faul ist er und ein Nichtsnutz, meint die Mutter zornig, sie weiß nicht, wo sie das Geld hernehmen soll, die Sozialhilfe reicht hinten und vorne nicht. Wenigstens sind die Grundnahrungsmittel noch preisgestützt.

Die traditionelle Welt der Roma war in diesem Land schon lange vor dem Krieg untergegangen. Integrationsmaßnahmen und Zwangsumsiedlungen im sozialistischen Staat boten vielen dann die Absprungbasis in ein besseres Leben, freilich um den Preis, Sprache und

Kultur für immer hinter sich zu lassen. Für den Großteil der Tschechen und Slowaken blieben diese sozialen Aufsteiger, diese dunklen Mitbewohner in den frischen Mietshochhäusern am Stadtrand aber bloß gewöhnliche Zigeuner und daher minderwertig, während die im Elend Zurückgebliebenen, jedenfalls die tonangebenden Männer, von den Aussteigern meist nichts mehr wissen wollten. Sie schienen ihnen, je nachdem, Verräter zu sein oder eine Bedrohung: Die uralten Clanbeziehungen waren gesprengt, die traditionellen Hierarchien und Autoritäten zerfallen und die Patriarchen nutzlos geworden.

Die Frauen waren es, die sich wie seit Urzeiten um die alltäglichen Dinge des Lebens bekümmerten, den Haushalt, die Kinder, während viele Männer es schlicht unter ihrer Würde ansahen, als Schichtarbeiter in die Fabrik zu gehen oder daheim die ärmlichen Unterkünfte auszubessern und wohnlicher zu gestalten. Auch Schulbildung für die Kinder, besonders für die Mädchen, war ihnen in erster Linie ein Anschlag auf ihre Rolle als Herr im Haus.

Überall fochten sie einen aussichtslosen Abwehrkampf, in abgewohnten alten Innenstädten, in von den vertriebenen Deutschen verlassenen Einzelgehöften und Dörfern kreuz und quer im ganzen Land, in Elendsquartieren wie Monikas heimatlicher Siedlung. Sie griffen zur Flasche, um zu vergessen, und immer häufiger zu zweifelhaften Geschäftspraktiken, um sich aufzuwerten. Hatten sie das Pech, wie Monikas Vater an eine starke Frau zu geraten, sie früh zu schwängern und in einer jungen Familie aufzuwachen, wo, wie sie meinten, bösartige weibliche Wühlarbeit ihnen den Boden unter den Füßen wegzog, war ihre letzte Bastion geschleift.

In Monikas Umgebung sprechen alle Menschen Romanes, einzig der Mutter, der geliebten Mutter, kommt nie auch nur eine Silbe in der Muttersprache über die Lippen, wenn sie sich mit den Kindern unterhält. Sie ist aus dem Heim widerwillig in die frühere Umgebung zurückgekehrt, für

ein anderes Leben fehlten Geld, Kraft, Mut und Wissen. Sie liest gern, malt gern. Derlei schätzt man nicht besonders, wo sie herkommt. Außerdem redet sie eben beharrlich slowakisch, selbst wenn die Angesprochenen ihren Worten kaum folgen können. Von vielen in der Siedlung wird sie deshalb als Außenseiterin empfunden. Wenigstens die Kinder aber sollen einen Startvorteil haben und früh die Sprache der Weißen kennenlernen, ist sie überzeugt. Monika antwortet ebenso beharrlich auf romanes, zuhause muß sie dafür allerdings keine Ohrfeigen einstecken.

Der Vater geht immer öfter saufen, hält die Kumpane frei, kommt betrunken heim und weint. Er geht zu anderen Frauen, bleibt Tage aus, kommt wortlos heim und starrt beim einzigen Fenster hinaus. Er geht Essen organisieren, Salami oder Süßigkeiten, Zappzarapp heißt das in der Fachsprache, Diebstahl im Strafrecht. Wenn er dann eine Zeitlang gar nicht kommt, weil er geschnappt worden ist, spricht sich das in der Siedlung durch wie ein Lauffeuer.

Weh tut, wie gesagt, der dauernde Streit der Eltern mit Worten, befreiend erlebt Monika es dagegen, wenn die Mutter wieder einmal ernst macht, den Vater gnadenlos verdrischt, ohne viel zu reden, bis er wimmernd in einer Ecke hockt, ein zusammengekrümmtes Häufchen Elend, eine verachtenswerte Jammergestalt. Nein, er tut Monika nicht leid in einem solchen Moment, im Gegenteil. Der Zorn wird wachsen.

Dann ist er ganz weg, nicht im Gefängnis diesmal, sondern zu einer anderen Frau gezogen. Für die Mutter ist das eine persönliche Niederlage, eine schwere Kränkung. Sie will ihn heute zurück, verflucht ihn morgen. Jetzt sucht sie selbst die Nähe anderer Männer, aber sie macht sich nicht schön für sie, geilt sie nicht auf, schläft nicht mit ihnen, benutzt sie vielmehr als Saufkameraden, läßt sich gehen und verwahrlost. Monika schaut hilflos zu und malt sich aus, eines Tages selbst den Vater windelweich zu prügeln, weil er der Mutter so viel angetan hat.

Ein wirklicher Halt für die Kinder ist jetzt allein die Großmutter. Von Zeit zu Zeit wandert Monika mit ihr zu den Weißen in die Stadt. Eine Stunde, zwei Stunden dauert der Weg, sie weiß es nicht. Scheinbar ewig betteln die beiden vor den Geschäften Leute um Kleingeld an, dann bekommt Monika zuverlässig etwas Süßes gekauft, Bonbons, eine Tafel Schokolade. Sie schauen meist noch bei Omas Freundin, der einzigen weißen Erwachsenen, zu der Monika privat Kontakt hat, in ihrem adretten, weißgetünchten Häuschen am Stadtrand vorbei, das auf die Kleine riesig wirkt. Auch ihr in allen Farben schillernder Gockel mit dem blutroten Kamm wirkt auf Monika riesig, sie geht ihm aus dem Weg, seit ihr Zeigefinger gleich beim ersten Besuch seinem Schnabel in die Quere kam. Eine heftig blutende Wunde war das.

Der kleine Bruder, ein Jahr jünger als Monika, gerät leider ganz nach dem Vater, hat die Mutter einmal traurig gesagt, als sich in ihrem Kopf noch alles um die Familie drehte. Auseinandersetzungen geht er aus dem Weg, er klammert sich, seit die Mutter ausfällt, umso mehr an die Schwester, fordert Zuwendung, Streicheleinheiten, hat, man muß es zugeben, Charme. Monika ist hin- und hergerissen: Sie fühlt sich als Beschützerin, kein anderes Kind soll den gutmütigen Jaroslav ausnützen, ausspotten, ihm etwas wegnehmen. Aber sie wünscht ihn sich ganz anders, furchtlos, stark, dynamisch.

Warum ist eigentlich sie ein Mädchen geworden und nicht er? Sie strotzt vor Kraft, ist ein Energiebündel, voller Tatendrang und Temperament, stur, weiß ihren Kopf durchzusetzen. Sie ist das Lieblingskind der Großmutter, der Mutter, das Idol des kleinen Bruders. Sie spielt am liebsten mit den größeren Buben Fußball, und das mit reichlich körperlichem Einsatz und einigem Talent. Sie möchte ein Mann werden, ein richtiger Mann, nicht wie der Vater.

Da ist noch die große Schwester, aber die fällt komplett aus dem Rahmen. Fremd ist sie vor allem wegen ihrer Schwerfälligkeit, Monika hat nichts gegen sie, sie ist da, wie alles da ist, aber beschützen wie den Bruder würde sie Aurelia nie, das steht fest. Und wäre sie plötzlich nicht mehr da, sie würde ihr, ehrlich gesagt, nicht abgehen.

Ohne Vorwarnung holt der Vater die Kinder ab, er sagt, er liebe sie, er sagt, mit der Mutter gehe es immer mehr bergab, sie könnten unmöglich länger unter einem Dach mit ihr wohnen. Einige Monate verbringen sie jetzt bei ihm und seiner neuen Frau, nur ein paar Häuser von daheim entfernt. Monika weint viel, bockt, schlägt um sich. Sie will nicht, daß es diesem Weib, das sie verachtet, gut geht mit dem Vater, sie wünscht sich beide weg.

Mit Jaroslav geht Monika bei jeder Gelegenheit hinunter zum See. Wer wirft Kieselsteine weiter? Wer fängt mit dem Plastikkübel schneller einen kleinen Fisch, wenigstens einen Wasserläufer? Wer traut sich noch Anfang Oktober komplett untertauchen und die Luft anhalten? Keines der kleineren Kinder in der Siedlung kann schwimmen, keines ist andererseits je ertrunken, soviel man weiß. Oben am Hang stehen alte, seit der Vergesellschaftung herrenlose Obstbäume. Monika und Jaroslav klauben Zwetschken, Äpfel und Birnen, essen, bis sie Bauchweh haben. Dahinter, im Wald, spielen sie mit anderen Kindern Verstecken, Räuber und Gendarm, sammeln Pilze, Holz.

Die Großmutter ist keine alte Frau, noch keine vierzig, aber plötzlich wird sie schwer krank. Dafür ist mit einem Schlag die Mutter geheilt, sie läßt das Saufen sein, zieht nicht mehr herum, kümmert sich von früh bis spät um ihre eigene Mutter und vor allem um sich selbst, sie holt die Kinder zurück. Monika weiß nicht, ob sie sich freuen soll, weil die Mutter wieder die Mutter ist, oder ob sie traurig sein soll, weil die Großmutter sich nicht und nicht erholt.

Die Mutter geht jetzt nebenbei stundenweise putzen, um ein bißchen Geld zu verdienen. Meist bekommt sie für die

Arbeit allerdings nur Lebensmittel, aber immerhin. Monika ist jetzt eigentlich alt genug für die Schule. Aber in die Schule will sie noch weniger als in den Kindergarten. Es ist auch niemand da, der ihr schlüssig erklären würde, worin der Sinn besteht, tagein tagaus eine Schule zu besuchen. Selbst die Mutter hält sich zurück.

In diesem Land herrscht Schulpflicht, auf dem Papier zumindest. Zigtausende Leute, deren Muttersprache Romanes ist, sind längst brave, brauchbare Bürger, leben anständig in Mietwohnungen, gehen regelmäßig arbeiten oder, sofern sie noch klein sind, ohne Murren in die Schule. Reden jetzt slowakisch, haben einen Fernseher und besuchen ihre zurückgebliebenen Verwandten immer seltener.

Will von dort wer weg, sich integrieren, assimilieren, das Zigeunersein lassen, wird das zum Mißvergnügen der meisten Durchschnittsbürger höheren Ortes durchaus gern gesehen, und die Behörden sind solchen Leuten sogar einigermaßen behilflich. Wer aber die Segnungen der sozialistischen Gesellschaft unbedingt ignorieren und weiter primitiv vegetieren will, ist ein geringeres Problem, je mehr er sich abseits hält, nicht auffällt, mit seinesgleichen in den Slums, den Favelas bleibt, die hierzulande *cigánska osada* heißen. Fährt man im Namen der staatlichen Autorität da hinaus und mahnt Dinge wie die Schulpflicht ein, holt man sich meist eine Abfuhr und großen Ärger, wird gar ausgelacht, wenn man dem Gesetz Nachdruck verleihen will. Wozu sich das antun?

Bald nach dem Krieg, als im Sudentengürtel und in den Sprachinseln die verhaßten Deutschen fast ohne Ausnahme des Landes verwiesen wurden, ganz egal, wie sie zur NS-Herrschaft standen, schickte die tschechoslowakische Regierung in die entvölkerten Gegenden Böhmens und Mährens an der Systemgrenze, in die Zips und die Dörfer rund um Iglau armselige slowakische Zigeuner, damit sie dort in den verlassenen Häusern und Höfen eine günstige

Startbasis vorfänden, richtige sozialistische Menschen zu werden, stolze Werktätige, die sich der Gesellschaft gegenüber erkenntlich zeigen würden, daß sie nun, theoretisch wenigstens, ihr Leben nicht länger als Bürger zweiter, dritter Klasse fristen mußten. Das Ergebnis war ernüchternd.

Zwang kommt bei den Roma prinzipiell nicht gut an, die Trennung der Clans und Großfamilien nahm ihnen die gewohnten Sozialstrukturen, von Ackerbau und Viehzucht verstanden die allermeisten nichts, stechuhrpunktlicher, körperlich anstrengender Schichtarbeit in den Kohlegruben, im Tagebau, in den Stahlwerken des tschechischen Nordens wollte sich nur eine Minderheit aussetzen. Ausweise, die sie in den frühen Jahren der CSSR immer und überall herzeigen können mußten, schränkten ihre Bewegungsfreiheit ein, es sollte verhindert werden, daß sie dorthin zurückkehrten, wo sie herkamen, oder sich ansiedelten, wo es ihnen zusagte. Wie in anderen Ländern Ost- und Westeuropas führte man noch in den sechziger Jahren heimlich Sterilisationen bei Frauen und Mädchen durch, zum Besten der Betroffenen natürlich.

Übrigens fehlten nicht nur die Deutschen nach dem Krieg, im besetzten Protektorat Böhmen und Mähren hatten die Nazis neben den Juden die dort seit vielen Jahrhunderten lebenden Sinti und Roma bis auf ein paar hundert alle umgebracht. Die Zigeuner aus dem österreichischen Reichsteil der alten Donaumonarchie waren weit nicht so verarmt und nahezu leibeigen gewesen wie die aus dem ungarischen Herrschaftsbereich, zu dem die Slowakei gehört hatte. Für die meisten Tschechen waren die neuen Roma aus dem für sie fernen Osten der Republik noch viel fremder, primitiver und unangenehmer als die ermordeten heimischen, mit denen man sich, wie überall in Europa, trotz allen Argwohns einigermaßen arrangiert hatte.

Viele Leute aus Monikas ostslowakischer Siedlung haben deshalb seit der Nachkriegszeit Verwandte im

tschechischen Teil des Landes. Eines Tages berichtet Mutters Schwester, sie habe durch eine Cousine von einem dort lebenden Mann erfahren, querschnittgelähmt nach einem schlimmen Autounfall, bei dem seine Frau ums Leben kam. Er würde dringend jemand suchen, als Haushälterin, vielleicht zu mehr. Kinder wären kein Hindernis. Der Gelähmte sei Geschäftsmann, habe eine eigene Firma, ein großes Haus.

Die Mutter berät sich mit der Großmutter und sagt schließlich zu. Monika ist bisher noch nie richtig verreist, sie macht sich keinen Begriff davon, was es heißt, sich auf den Weg quer durch die ganze Republik zu machen, bis an die Abhänge des Erzgebirges, bis fast an die deutsche Grenze. Ihre gewohnte Welt reicht bis hinunter zum See, hinüber zur Kolchose, hinauf zum Wald, die holprige, bei Schlechtwetter matschige, bei Schönwetter staubige Siedlungsstraße entlang Richtung Kindergarten, Richtung Provinzstadt.

Der Mann, den niemand kennt hier, schickt ein Auto. Gepäck hat man nur wenig, die drei Kinder sitzen hinten, die Mutter steigt vorne ein. Die kränkliche Großmutter, der wichtigste Mensch in Monikas jungem Leben, bleibt zurück. Sie werden einander nicht wiedersehen.

Alles ist neu, alles ist anders. Der Gelähmte ist anfangs freundlich, das Haus der reinste Luxus. Der Mann liegt die meiste Zeit im Bett, sitzt im Rollstuhl, ist wundgelegen, als sie eintreffen. Monika hält Abstand, er ist ihr unheimlich, hat zwar Beine, die rühren sich aber nicht und sind ganz mager. Sein massiger Oberkörper paßt da gar nicht dazu, wirkt wie aufgesetzt, angeklebt. Ihr habt ja keine Schuhe, sagt er und schüttelt den Kopf. Du mußt ihnen sofort Schuhe kaufen, ruft er in die Küche. Monika ist jetzt neun Jahre alt, sie hat nie im Leben Schuhe besessen. Zuhause sind sie ihr nicht weiter abgegangen, aber hier tragen alle Leute Schuhe. Schaut nicht, was sie kosten, sagt der Mann

zur Mutter und zu Monika, aber ich will etwas dafür. Du sollst mich Vater nennen.

Gerade erst sind sie angekommen in dieser Stadt, leben jetzt vornehmlich unter Weißen, die tschechisch reden statt slowakisch, in einem Haus mit mehreren Zimmern, mit Fußboden, Fließwasser, Gas, Strom, Radio, Fernsehen. Monika kann das alles nur schwer verarbeiten.

Aurelia hängt den ganzen Tag ängstlich an Mutters Rockzipfel, Monika kümmert sich um Jaroslav, aber eigentlich bräuchte sie selbst wen, der sie beschützt, in den Arm nimmt. Und jetzt soll sie auch noch Vater zu diesem wildfremden Mann sagen, *Tata* heißt das auf romanes.

Sie hat ja einen Vater, auch wenn er nicht da ist, auch wenn sie ihn haßt. Immer mehr haßt, seit sie fort von zuhause sind, denn hätte er die Familie nicht verlassen, könnte sie jetzt daheim sein bei der Großmutter, dort, wo sie hingehört. Die Mutter versucht zu vermitteln. Hab Geduld, laß ihr etwas Zeit, meint sie, der Mann aber reagiert gereizt.

In Schuhen fühlt Monika sich lange Zeit eingesperrt, und doch wird ihr der Tag unvergeßlich bleiben, an dem die Mutter am Morgen die schmutzigen Kinderfüße schrubbt, die Zehennägel schneidet. Mit der neunjährigen Tochter auf dem Rücken macht sie sich auf den ziemlich weiten Weg ins Geschäft. Monika sieht die Schuhe noch vor sich, in denen sie ungelenk den Laden verläßt, einfache blaue Sandalen mit einem Riemchen, das an der Achillessehne anfangs unangenehm wetzt. Obwohl sie fast nichts wiegen, fühlen sie sich an wie Gewichte, die die Füße schwer machen. Auch kommt Monika der Boden plötzlich so weit weg vor.

Zuhause soll sie sich ordentlich bedanken, meint die Mutter. Monika weigert sich, mehr als ein knappes Danke ist nicht drinnen. Ihn etwa auf die Wange zu küssen, kommt überhaupt nicht in Frage. Dafür legt sie sich am Abend mit den Schuhen ins Bett. Das geht nicht, sagt die Mutter und

schnallt sie auf. Monika spreizt bockig die Zehen, beide müssen herzhafte lachen, als die Mutter ihr die Sandalen mühselig von den Füßen schält.

Mit Mutters Pflege ist der Hausherr äußerst zufrieden. Seine eigenen Kinder sind erwachsen und nur selten kurz auf Besuch hier. Seit sie ihn umsorgt, vorsichtig eincremt, alle paar Stunden umbettet, auf eine stets saubere Unterlage achtet, schauen seine Druckwunden nicht mehr nach rohem roten Fleisch aus. Aus uns beiden kann noch etwas werden, meint er vergnügt und klopft mit beiden Händen auf die toten Oberschenkel. Mehrmals am Tag erhält er von irgendwelchen Männern Besuch, mit denen er vom Krankenbett aus weiter seine einträglichen Geschäfte betreibt. Welcher Art diese sind, erfährt Monika nicht.

In diesen Monaten hat sich weit mehr radikal verändert als Monikas persönliche kleine Welt, aber bis zu ihr spricht sich das nicht durch. Würde sie schon die Schule besuchen, hätte sie längst erfahren, daß jetzt neue Lehrpläne gelten, weil, wie es heißt, die lange Zeit der Unfreiheit ein für allemal vorbei sei. Täglich werden neue Geschäfte eröffnet, überall bunte Werbeplakate affiziert. Derzeit wird die Stadt von den Nachbarn jenseits der Grenze geradezu überschwemmt, seit der deutschen Währungsunion sind selbst die Klomuscheln ausverkauft, weil hier alles so billig geworden ist für sie. Wenn man geschickt ist, kann man in dieser Umbruchszeit schnell reich werden. Der Gelähmte ist geschickt.

Mit Jaroslav beginnt Monika die Gegend zu erkunden, täglich ziehen die Kinder weitere Kreise. Geld haben sie nur selten ein wenig, aber das macht nicht so viel aus. Sie streifen durch die sanierungsbedürftige Innenstadt, über den alten Marktplatz mit den düsteren Laubengängen, durch abgewohnte Hinterhöfe, durchs trostlose, ausgedehnte Industriegebiet mit seinen Hüttenwerken, den Maschinenfabriken. Sie werden mutiger, setzen auf Abenteuer, schleichen sich am späten Abend aus dem Haus,

begeben sich auf Schatzsuche zur Mülldeponie beim Bahnhof. Finden im Schein der Taschenlampe allerlei Brauchbares, eine kaum beschädigte Gitarre zum Beispiel, einen Ballen Vorhangstoff, sogar zwei golden glänzende Ringe. Wie sie das Zeug so durch die Nacht schleppen, geraten sie in den Lichtkegel eines Polizeiautos. Die Kinder wollen weglaufen, sich in einem Hausdurchgang verstecken, werden geschnappt, nach Hause gebracht.

Aurelia, die Mutter und der Mann, der Vater genannt werden will, schlafen längst. Als die Polizei sie herausläutet, ist es schon nach Mitternacht. Ihr solltet besser auf die Bengel aufpassen, meint der eine Uniformierte. Die fangen ja früh an, schmunzelt der andere. Als sie gegangen sind, hat der Gelähmte, woher er sie wohl genommen hat, plötzlich eine Rute in der Hand, greift sich Monika und drischt wortlos auf sie ein. Die Mutter schaut in ihrer Verblüffung kurz zu, dann reißt sie ihm die Rute weg, schreit, das seien ihre Kinder, er habe kein Recht, sie zu schlagen. Er liebe sie, beteuert er, aber die kommen sonst auf die schiefe Bahn, wenn man nicht rechtzeitig eingreift und ihnen einbleut, was geht und was nicht. Dir tanzen sie schon auf dem Kopf herum, du bist viel zu gut zu ihnen, laß dir das gesagt sein.

Der Mann hat eine große, reichlich unübersichtliche Verwandtschaft. Monika soll sie Tanten und Onkel nennen. Von solch einer Tante und ihrem Lebensgefährten wird sie zu einem Ausflug ins Grüne eingeladen, Eisessen inbegriffen. Der Nachmittag verläuft gespannt und endet vorerst in einem schattigen Biergarten, wo er unmäßig zu trinken anfängt. Es kommt zum offenen Streit, sie schreien einander an, die Tante packt ihre Tasche und verläßt wutentbrannt das Lokal, ohne sich um das weinende Kind zu kümmern. Monika bleibt nichts übrig, als darauf zu hoffen, von ihm nach Hause gebracht zu werden.

Stattdessen muß sie ihn in seine Wohnung begleiten, wo er ihr vorschlägt, sich doch ein Weilchen auszuruhen.

Monika will das nicht. Er hebt sie hoch, tätschelt unter ihrem Röckchen den Hintern und trägt sie ins Schlafzimmer, wirft sie aufs Bett, küßt sie mit seinem faulen Alkoholattem auf den Mund, schiebt ihr das Kleid hoch, zerrt an der Unterhose. Monika fängt wieder zu heulen an, schlägt um sich, brüllt schließlich wie am Spieß. Er hält ihr mit der Linken den Mund zu, mit der Rechten gelingt es ihm endlich, das Höschen abzustreifen.

Monika spürt seine feuchte Hand zwischen ihren Beinen, an ihrer Spalte. Da geht plötzlich die Tür auf, die Tante stürzt herein, schlägt ihm die Tasche auf den Kopf. Er läßt von Monika ab, die sich zusammenkrümmt, schluchzt, die Augen schließt, unansprechbar. Aber es spricht sie auch niemand an, denn im Nebenzimmer verprügelt der Onkel jetzt die Tante, ihren gellenden Schreien nach bringt er sie gleich um, fürchtet Monika. Dann ist es still drüben, er stürzt wieder herein, immer noch außer sich vor Raserei, reißt die Kleine hoch, schüttelt sie heftig und herrscht sie an, niemandem dürfe sie je davon erzählen, was vorgefallen sei, niemandem, hörst du, sonst passiert dir was. Monika fällt benommen zurück in das viel zu weiche Bett. Irgendwann, viel später, kommt die Mutter, holt sie ab, man hat ihr gesagt, das Eis muß verdorben gewesen sein, der Kleinen sei schlecht geworden. Monika schweigt.

Der jüngere Bruder des Gelähmten kommt jetzt regelmäßig vorbei. Ihm passen die Kinder ganz und gar nicht. Er macht dem Hausherrn deswegen lautstark Vorhaltungen, die kosten doch nur und machen Scherereien. Für einen kranken Mann wie ihn das reinste Gift.

Dann steht der Herbst vor der Tür, Monika und Jaroslav sollen zum ersten Mal in ihrem Leben in die Schule gehen. Die beiden haben Angst und Widerwillen, werden von der Mutter bis zu den Schwingtüren am Eingang begleitet. Das ist deine Chance, meint sie zur Tochter, du sollst nicht ewig Zigeunerin bleiben, ewig nur Romanes sprechen,

womöglich fünfzehn Kinder haben und sonst nichts vom Leben.

In ihren Klassen haben Monika und Jaroslav kaum ihre Plätze eingenommen, als man nach ihnen verlangt. Im Büro der Schulleitung warten mit Polizeiunterstützung Leute vom Jugendamt, die den Auftrag haben, diese schwierigen, sozial auffälligen Zigeunerkinder sofort in ein Heim zu bringen. In einer normalen Schule hätten sie nichts verloren. Vom Herumstreunen mitten in der Nacht ist die Rede, von Verwahrlosung, vom Stehlen, Schlägern, Frechsein und so weiter, saubere Früchtchen seien sie.

Für Monika dauert die Fahrt unendlich lange. Völlig erschöpft vom Heulen, redet sie sich ein, daß dieses Heim in Großmutter's Nähe liegen wird. Und wenn die Mutter den Bruder und sie dort abholt, morgen oder spätestens übermorgen, werden sie einfach heimkehren in die Siedlung oberhalb des Sees. So wird es sein. Sie kann etwas schlafen. Daß sie kaum mehr als dreißig Kilometer gefahren sind, als sie aussteigen muß, wird ihr erst Jahre später dämmern.

Monika hat noch nie in ihrem Leben eine Landkarte gesehen, sie kennt die Himmelsrichtungen nicht und die Lage der Orte, an denen sie bisher gelebt hat. Monika weiß nicht, wie ein ordentliches Kind mit Messer und Gabel ißt. Monika hat noch nie ein Taschentuch verwendet, sie dirigiert den Rotz stattdessen kunstvoll mit Finger- und Atemdruck aus der Nase. Monika kann kurz vor ihrem zehnten Geburtstag nicht lesen und schreiben, kaum rechnen. Und an das erste Paar Schuhe hat sie sich noch wenig gewöhnen können. Nichts Neues für die Heimleitung.

Waisenkinder und solche aus schwierigen Familien bevölkern im Normalfall bis achtzehn diese Anstalt, darunter viele Roma. Das Personal hat höchst unterschiedliche Erziehungsvorstellungen. Die einen bemühen sich trotz schwierigster Umstände geschickt um

ein Mittelmaß zwischen Autorität und Zuwendung, Verwaltung und Förderung. Andere leisten frustriert Dienst nach Vorschrift, der Job ist schlecht bezahlt. Bis die Mutter dich besuchen kommt, kannst du ihr ja regelmäßig schreiben, lautet ein Vorschlag, der Monika binnen kürzester Zeit dazu bringt, sich diese vordem uninteressante Fertigkeit anzueignen.

Da sitzt sie nun und konzentriert sich, malt Buchstaben auf Buchstaben: Uns geht es gut. Wie geht es dir? Wann kommst du? Ich hab dich lieb. Monika. Und dann zeichnet sie mit Farbstiften eine Blume darunter. Die Briefe der Mutter kommen pünktlich jede Woche, sind oft vier, fünf Seiten lang, begehrter Lesestoff. Monika hebt sie alle auf, knüpft den kleinen, mit einer Hanfschnur umwickelten Stapel auf, wenn ein neuer dazukommt.

Eines Tages wacht der Gelähmte am Morgen nicht mehr auf. Die Mutter verständigt die Rettung, aber es ist zu spät, das Herz. Er hat die letzte Zeit dauernd davon geredet, sie heiraten zu wollen, und jetzt das. Rund um die Uhr hat sie ihn gepflegt, was nun werden wird, steht in den Sternen. Sie weiß, wo er das Bargeld versteckt hält. Bevor die Verwandten eintreffen, schafft sie ein Bündel Banknoten zur Seite. Sie legt den drei Kindern Sparbücher zu je hunderttausend Kronen an, die Zinsen sollen sie im Heim als Taschengeld von Zeit zu Zeit ausbezahlt bekommen.

Monika weiß nicht recht, ob sie ein bißchen traurig sein soll, als sie aus einem der Mutterbriefe vom plötzlichen Tod des Gelähmten erfährt. Er konnte nett sein, lustig, er bezahlte Schuhe und Gewand, wenn man ihm schön tat, sogar ein Eis. Aber er hat die Kinder wiederholt geschlagen, manchmal stundenlang eingesperrt, sogar ausgesperrt, wenn die Mutter einmal nicht daheim war. Oft war er scheinbar ohne Grund gereizt, es gab Tage, da hat er der Mutter einfach verboten, für die Kinder zu kochen, dann wieder hat er ihr Vater sein wollen und der Mann von der Mutter. Das vor allem verzeiht sie ihm nie. Und da sind